

Die Wiederkehr des Religiösen

Die Bedeutung der Wiederkehr des Religiösen als Thema des intellektuellen Disputs in Europa und Nordamerika betonte der Grazer Diözesanbischof Egon Kapellari im August beim Europäischen Forum Alpbach. Kapellari verwies u.a. auf Stellungnahmen der Philosophen Jürgen Habermas und Giovanni Vattimo, aber auch auf die Überlegungen des deutschen Verfassungsrechtlers Paul Kirchhof über die Bedeutung der Religion für die Freiheitsfähigkeit des modernen Menschen. Zugleich wies der Grazer Bischof die Thesen des französischen Soziologen und Islamexperten Gilles Kepel zurück, der in seinem Buch "La revanche de Dieu" (Die Wiederkehr der Religion als Herausforderung an Europa) die Auffassung vertreten hatte, im Islam, im Christentum und im Judentum bereite sich eine "Wiedereroberung" der säkular gewordenen Welt durch "vormoderne geistige und politische Kräfte" vor.

Kapellari betonte, Kepel bringe eine "nicht zu ignorierende Sorge, ja Angst zumal von Europäern, die sich als Erben der Aufklärung verstehen wollen", vor einer sich radikalierenden Religion zum Ausdruck. Diese Sorge sollte von Verantwortlichen in Religion und Zivilgesellschaft ernst genommen werden, weil sie ein "menschlich und auch politisch weiterführendes Gespräch über Religion und eine Beseelung der Gesellschaft durch das religiöse Erbe blockieren und schwere Konflikte auslösen könne". Die Furcht Kepels vor einer neu erstarkten Religion erscheine im Blick auf Europa aber eher als "Fixierung auf ein Phantom", wenn man von den Fragen absehe, die der vielgestaltige Islam sich selbst und der ihn umgebenden Gesellschaft aufgibt. Die europäische Christenheit sei auch in "so genannten fundamentalistischen Gruppen" weit von einer demokratiegefährdenden Intoleranz entfernt und leide im ganzen eher an Schwäche "auch durch übermäßige Anpassung an zeitgeistige Strömungen".

Die christlichen Kirchen dürften aber ihre "oft nur gegen eigenen Widerstand erworbene" Toleranz nicht wieder in Frage stellen, stellte der Grazer Bischof fest. Wenn sie Gemeinden Christi bleiben wollen, dürften sie ebenso wenig Toleranz mit Beliebigkeit verwechseln. In Europa stelle sich die Frage, ob man das "durch fast 2000 Jahre prägende" christliche Erbe "überhaupt noch kennt oder wenigstens noch kennen will, oder ob man dieses

Erbes müde, ja überdrüssig sein will". Dies würde - so Kapellari - dem Kontinent viele humanisierende Kräfte entziehen und große Brüche in seiner Identität verstärken.



*Dr. Egon Kapellari
Bischof von Graz-Seckau*

Die katholische Kirche in Europa sei vor allem in den deutsch- und englischsprachigen Gebieten "starken Erosionserscheinungen ausgesetzt", erinnerte der Bischof. Indikatoren dafür seien der Verlust an lebensprägendem Glaubenswissen, der Rückgang beim Gottesdienstbesuch, Kirchnaustritte und der Mangel an Priestern und Ordensleuten. Doch gebe es auf dem Kontinent auch millionenfach "viel lebendig gebliebenen, aber auch neu lebendig gewordenen christlichen Glauben". Es hätten sich "viele neue Frischzellen" gebildet, aber: "Diese können nur teilweise qualitativ kompensieren, was quantitativ verloren gegangen ist bzw. noch verloren geht".

Bischof Kapellari bedauerte das heute in Europa "weit verbreitete Ressentiment gegen das christliche Erbe". Unzählige Versuche, die Kirchengeschichte "auf Kriminalgeschichte zu reduzieren", seien erfolgreich geworden und hätten das Bild des Christentums bei vielen jungen Menschen entstellt. Die Christen sollten aber wieder mehr Selbstbewusstsein gewinnen. Der steirische Bischof zitierte den "kritischen Katholiken" Heinrich Böll: "Selbst die allerschlechtesten christlichen Welt würde ich der besten heidnischen vorziehen, weil es in einer christlichen Welt Raum gibt für die, denen keine heidnische Welt je Raum gab: Für Krüppel und Kranke, Alte und Schwache. Und mehr noch als Raum gab es für sie: Liebe für die, die der heidnischen wie der gottlosen Welt nutzlos erschienen und erscheinen".

Angesichts der Herausforderungen durch die europäische Postmoderne sollte sich die katholische Kirche - so Kapellari - am "Brief an Diognet" aus dem späten 2. Jahrhundert orientieren. Dort heiße es, "die Christen haben keine eigenen Städte und sprechen keine Sondersprache"; sie wohnten zusammen mit Griechen und Nichtgriechen und folgten den Bräuchen der Umgebung in Kleidung, Nahrung und anderem, und sie befolgten die Gesetze ihres Staates. Zugleich werde kritische Distanz dort empfohlen, wo es unvermeidlich ist: damals wie heute beim Umgang mit Ungeborenen oder bei libertunistischer Sexualität. Schließlich, so sage der Diognetbrief, leben, denken und hoffen die Christen "über Welt hinaus". Sie würden den bestehenden Gesetzen gehorchen, sie aber durch ihre Lebensweise überbieten. Es gehe darum, eine sich in sich selbst verschließende Welt und Gesellschaft immer wieder zu öffnen hin zu einem "göttlichen absoluten Du".